

„Seitdem glaube ich ans Schicksal“

Ausstellung in der Robert-Guttman-Galerie

Unter die unzähligen Veranstaltungen und Initiativen zum 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs reiht sich auch eine Ausstellung ein, die vor kurzem vom Prager Jüdischen Museum eröffnet wurde. Die Ausstellung macht zum ersten Mal auf das Schicksal der Juden aufmerksam, die aus dem Protektorat Böhmen und Mähren in die baltischen Länder verschleppt wurden. Martina Schneibergova führt Sie im folgenden Spaziergang durch Prag in die Robert-Guttman-Galerie.

Von Martina Schneibergová



Mädchen vom Transport „Be“ während des Erholungsaufenthaltes in Schweden, Sommer 1945

Die Ausstellung befasst sich mit den Transporten, die das Ghetto Theresienstadt vor dem 26. Oktober 1942 verließen – also in der Zeit, bevor die Juden aus Theresienstadt ins KZ Auschwitz deportiert wurden. Im ersten Teil der Ausstellung, die in der Robert Guttman-Galerie zu sehen ist, wird das Schicksal von böhmischen Juden geschildert, die zwischen dem 9. Januar und dem 22. Oktober 1942 ins Baltikum transportiert wurden, und zwar in das Gebiet des von Nazi-Deutschland besetzten Lettlands und Estlands. Der zweite Teil der Ausstellung wird erst vorbereitet und wird sich auf die Juden konzentrieren, die aus den böhmischen Ländern nach Weißrussland und nach Ostpolen transportiert wurden.



Straßen des Ghetto in Riga

Das Schicksal der in diese Länder deportierten böhmischen Juden wurde bislang nicht dokumentiert. Den Mitarbeitern des Prager Jüdischen Museums gelang es, einzigartige Dokumente zusammenzutragen. Darunter sind z. B. Protokolle von Gerichtsprozessen, die Aussagen von Nazis sowie von ehemaligen KZ-Häftlingen enthalten und die in der Zweigstelle des Bundesarchivs in Ludwigsburg bzw. im Archiv in Riga aufbewahrt werden. Nach Dokumenten wurde auch in vielen Privatsammlungen gesucht. Der Anstoß zu dieser Ausstellung kam vom Historiker und Filmemacher Lukás Pribyl. Gespräche mit Augenzeugen, die er aufgenommen hat, sollen 2006 in seinem vierteiligen Dokumentarfilm präsentiert werden. Ein Teil der Materialien, die er bei seinen Forschungen gesammelt hat, wird in der jetzigen Ausstellung gezeigt.

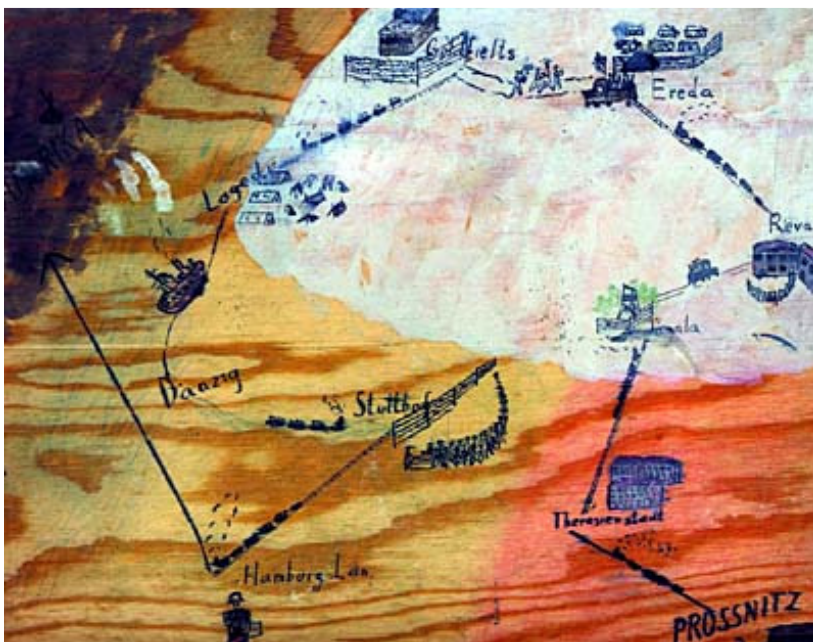
Lettlands Hauptstadt Riga war das Ziel der ersten zwei Transporte, die am 9. und 15. Januar 1942 unter den Bezeichnungen „O“ und „P“ Theresienstadt verließen. Die Häftlinge des ersten Transports aus Böhmen ersetzten gemeinsam mit deutschen Juden die ursprünglichen Bewohner des Ghettos von Riga. Diese wurden bis auf Ausnahmen bei zwei Massakern in den nicht weit von der Stadt entfernten Wäldern Rumbula und Bikernieki erschossen. Dutzende von jungen Männern wurden zur Arbeit ins Lager Salaspils geschickt. Viele von ihnen starben an der Kälte und den im Lager herrschenden unmenschlichen Bedingungen. Aber auch im Ghetto war das Leben nicht viel einfacher. Die Häftlinge einschließlich Frauen wurden zu den schwersten Arbeiten eingesetzt. Die Lebensmittelrationen waren unzureichend. Nach der Auflösung des Ghettos im Sommer 1943 wurden die Juden, die überlebten, in das neu eingerichtete Konzentrationslager Kaiserwald transportiert. Von dort aus wurde die Mehrheit von ihnen über das Konzentrationslager Stutthof bei Danzig zur weiteren Sklavenarbeit nach Deutschland geschickt, wo sie die alliierten Truppen befreiten. Ein Teil der KZ-Häftlinge musste in der Umgebung von Stutthof arbeiten. Dort wurden sie von den sowjetischen Truppen im Frühjahr 1945 während der sog. „Todesmärsche“ aufgespürt und befreit.

Das Baltikum war auch das Ziel der Transporte mit den Bezeichnungen „Bb“ und „Be“, die am 20. August und am 1. September 1942 Theresienstadt verließen. Aus dem gesamten erstgenannten Transport hat sich nach dem Krieg niemand gemeldet. Höchstwahrscheinlich wur-

den alle Tausend Häftlinge damals gleich nach ihrer Anreise ermordet. Der zweite Transport, dessen Zielstation ursprünglich auch Riga sein sollte, wurde weiter nach Estland geschickt, da das Ghetto in Riga angeblich überfüllt war. Auf dem kleinen estnischen Bahnhof Raasik wurde die sog. Selektion durchgeführt, und die Mehrheit der Menschen musste sich in Busse setzen. Auf der Sandebene, genannt Kalevi Liiva, wurden alle Männer, Frauen und Kinder gezwungen, sich auszuziehen und alle Wertsachen abzugeben. Danach wurden sie vor den vorher ausgegrabenen Massengräbern erschossen.



KZ Kaiserwald in Lettland



Zeichnung von Lily Süsskindová, die ihren Weg aus Prostejov über KZ-Lager in Estland zur Befreiung darstellt.



Eingangstor des KZ Stutthof auf dem Gebiet Polens

Den Krieg überlebte nur eine kleine Gruppe von Frauen, die über das KZ Jägala Ende 1942 und Anfang 1943 nach Tallinn kam. Dort wurden die Frauen z. B. zur Beseitigung von Trümmern und zu Bauarbeiten eingesetzt. Es folgten Aufenthalte in weiteren Konzentrationslagern in Estland, vor allem in Ereda und in Goldfilds. Nach der Evakuierung dieser Lager im Sommer 1944 wurden die Frauen aus Theresienstadt ins KZ Stutthof geschickt, wo sie mit den überlebenden Häftlingen aus Lettland zusammentrafen. Aber dort war ihr Weg noch nicht geendet. Eine große Gruppe von Frauen wurde zur Arbeit in eine Waffenfabrik ins Lager Neuengamme in Ochsenzoll geschickt. Von dort aus wurden sie nach Bergen-Belsen deportiert. Einige von ihnen wurden wieder zurück nach Ochsenzoll berufen. Von dort aus wurden sie noch vor Kriegsende mit einem Evakuierungstransport des Roten Kreuzes über Dänemark nach Schweden gebracht. Die Frauen, denen es gelang, die erschütternden Bedingungen in Bergen-Belsen zu überleben, wurden am 15. April 1945 durch die britische Armee befreit.



Valerie Freundová überlebte die KZ-Lager in Estland

In der Ausstellung werden zahlreiche bislang wenig bekannte Informationen über Ghettos und Lager auf dem Gebiet von Estland und Lettland präsentiert. Die Kuratoren der Ausstellung zogen authentische Aussagen der Beschreibung historischer Ereignisse vor. Der Besucher kann sich mit Eindrücken und mit individuellen Erfahrungen der Menschen bekannt machen, die diese extremen Situationen erlebten und überlebten. Ausschnitte aus den Aussagen der Zeitzeugen stellen den Schwerpunkt der ganzen Ausstellung dar. Oft betreffen die Erinnerungen ganz übliche Sachen. Der Besucher liest die zahlreichen Zitate von Augenzeugen an den Wänden des Ausstellungssaals und kann sich anhand dessen allmählich eine Vorstellung über das Leben in den Lagern machen. Die Ausstellung, die den Untertitel trägt „Transporte der Protektoratsjuden ins Baltikum im Jahre 1942“ ist in der Robert-Guttman-Galerie bis zum 10. Juli 2005 geöffnet.

Link im Internet zur Ausstellung: <http://www.jewishmuseum.cz/en/abelivein.htm>

Weitere Ausstellungen zu Deportationen: <http://www.jewishmuseum.cz/en/aodtedoby.htm>;
<http://www.jewishmuseum.cz/en/atransporty.htm>



sehепunkte

Rezensionsjournal für die Geschichtswissenschaften

5 (2005), Nr. 2

Birthe Kundrus / Beate Meyer (Hgg.): Die Deportation der Juden aus Deutschland: Pläne – Praxis – Reaktionen 1938 – 1945. Verlag: Wallstein (1. September 2004), Taschenbuch, 272 Seiten, EUR 20,--.



Obwohl die Deportationen aus dem Reich einer der augenfälligsten Bestandteile der Judenverfolgung und -vernichtung waren, hat sich die Forschung wenig mit diesem Thema befasst. Lange Jahre war H.G. Adler der einzige, der in der Studie „Der verwaltete Mensch“ aus dem Jahr 1974 die Verschleppungen analysierte. Seit den 1990er-Jahren sind diese wieder stärker in den Blickpunkt des Interesses gerückt.

Einen Überblick über die Forschungssituation liefert der vorliegende Band, in dem sich sieben Autoren mit verschiedenen Aspekten der Deportation der Juden aus dem „Altreich“ beschäftigen: Wolf Gruner diskutiert den Forschungsstand und die Entwicklung der Deportationen seit 1938, Frank Bajohr analysiert anhand von geheimen NS-Stimmungsberichten die Haltung der deutschen Bevölkerung, und Christiane Kuller stellt die Verwertung des jüdischen Vermögens durch die Reichsfinanzverwaltung in den Vordergrund ihrer Untersuchung. In weiteren vier Beiträgen stehen die Opfer der Deportation im Mittelpunkt: Beate Meyer befasst sich mit den Handlungsmöglichkeiten jüdischer Funktionäre angesichts der Verschleppungen, Monica Kingreen stellt die letzten Zeugnisse hessischer Deportationsopfer zusammen, Robert Kuwalek analysiert die letzten Monate der Betroffenen an den Zielorten in den Transitghettos des Distrikts Lublin, und Beate Kosmalas Beitrag zeigt die Versuche von Berliner Juden, sich der Verschleppung durch Flucht zu entziehen.

Als die zunächst auf Massenemigration gerichtete antisemitische Politik der Nationalsozialisten ihre Grenzen erreicht hatte, wurde sie 1938 durch Kollektivausweisungen von Juden aus dem Reich abgelöst. Der Krieg forderte eine Neukonzeption, die in obskuren Judenreservatsplänen (Nisko, Madagaskar) und der damit verbundenen Deportation von mehreren tausend Juden ihren Ausdruck fand. Schon hier, so Gruner, sei ein mörderisches Potenzial erkennbar gewesen, noch bevor die Deportationen sich mit dem Völkermord verschränkten. Angesichts der Darstellung der Kontinuitäten geht allerdings der Blick für die Brüche etwas verloren. Erst der Überfall auf die Sowjetunion und die damit einhergehende Ermordung der sowjetischen Juden durch Einsatzgruppen eröffneten eine völlig andere Perspektive für die Deportationen aus dem Reich im Herbst 1941. Zwar heißt es in dem Band (Editorial, 13, Kosmala, 137), dass die Deportationen im Herbst 1941 nicht mit dem Ziel der Vernichtung in Gang gesetzt worden seien. Jedoch weisen die Umstände auf eine Endgültigkeit hin, die den vorherigen Transporten abging: die schiere Dimension (die nicht wie vorher tausende, sondern mehrere zehntausende Menschen betraf), die vorherige vollständige Enteignung der Opfer, die Verbringung in Ghettos, deren frühere Bewohner massenhaft ermordet worden waren und wo laufend weitere Erschießungen stattfanden, ebenso wie die räumliche Nähe zu Vernichtungslagern (Kulmhof bei Lodz).

Durch die Konzentration auf die Beschlüsse in Berlin bleiben die Entscheidungen vor Ort weitgehend unberücksichtigt. Da die Juden aus dem Reich an den Zielorten in die Einflussbereiche eines Personenkreises (SS- und Polizeiführer, Kommandeure der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes) gerieten, der seit Monaten mit wenig anderem als dem Mord an den sowjetischen Juden befasst war, stand das Weiterleben der Verschleppten unter denkbar schlechtesten Vorzeichen, wie auch angesichts der 6.000 sofort nach ihrer Ankunft in Kaunas und Riga ermordeten deutschen Juden deutlich wird. Die Deportationen seit Herbst 1941 waren – anders als die vorausgegangenen – die notwendigen Prämissen des (schließlich europaweiten) Massenmordes, ja, ein „point of no return“ (Bajohr, 194), mit dem sich die NS-Regierung auf eine Politik festlegte, die keine Umkehr erlaubte. Schon Zeitgenossen formulierten – unabhängig von etwaigen in Berlin gefällten Entscheidungen – ihre Interpretation der Verschleppungen. Der Polizeihauptmann Salitter konstatierte in seinem Bericht vom 26.12.1941 über die von ihm begleitete Deportation rheinischer Juden, dass die Letten sich wundern würden, warum Deutschland die Juden „nach Lettland bringt und sie nicht im eigenen Lande ausrottete“. Dass auch viele nichtjüdische Deutsche nicht mit einer Rückkehr der Abtransportierten rechneten, zeigt der Fall der 21-jährigen Edith Meyer aus Langenfeld. Sie war mit dem von Salitter geführten Transport nach Riga gebracht worden, wo ihr dank der Hilfe ihres nichtjüdischen Verlobten die Flucht aus dem Getto gelang. Als sie Ende April 1942 in Solingen-Ohligs nach ihrer dort bei Deutschen untergebrachten Aussteuer fragte, verweigerten diese die Herausgabe. Um sich der lästigen Rivalin um Wäsche und Porzellan zu entledigen, wurde die flüchtige Jüdin denunziert. Sie kam in einem KZ um (Wuppertal 5 Js 554/48, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf – Zweigarchiv Schloss Kalkum Gerichte Rep. 5/1275).

Um die Verteilung der letzten Habe geht es auch in dem Beitrag von Christiane Kuller. Obwohl durch die vorangegangene „Arisierung“ die Deportationsopfer meist verarmt waren, blieben Wertpapiere, Bankkonten und Immobilien sowie Gebrauchsgegenstände zurück, die „verwertet“ werden konnten. Christiane Kuller macht anhand des Beispiels Nürnberg deutlich, wie Reichssicherheitshauptamt (RSHA) beziehungsweise örtliche Gestapo und Reichsfinanzverwaltung in diesem Verteilungsprozess rivalisierten, wobei Möbel und Wertsachen durch das Oberfinanzpräsidium verwertet wurden, Grundstücke dagegen durch die „Arisierungsstelle für Grundbesitz“, die von der Gestapo kontrolliert wurde. Auf Grund der Entmachtung der NSDAP-Gauleitung in Nürnberg 1939/1940 gelang es der NSDAP – im Gegensatz zu anderen Orten – nicht, sich stark zu bereichern. Der weitaus größte Teil „arisierten“ Vermögens kam vor allem in Nürnberg, zu geringeren Teilen auch in Bayern insgesamt, in private Hand. Rekonstruierbar ist die Rolle der Finanzbehörden im Dritten Reich erst auf Grund jüngst zugänglich gewordener Akten.

Beate Meyer geht anhand der Beispiele Frankfurt, Nürnberg und Mainz den Handlungsspielräumen jüdischer Funktionäre im Spannungsfeld zwischen Gestapo und NSDAP-Dienststellen nach, wobei Frankfurt als Beispiel für eine besonders radikale Umsetzung der Judenpolitik angeführt wird, während es in Nürnberg der jüdischen Kultusgemeinde gelungen sei, sich die Rivalität zwischen NSDAP-Gauleitung und Gestapo zu Nutzen zu machen. (74-75). Die Differenzierungen muten fast aufgesetzt an, da sich die Nürnberger Beispiele in weiten Teilen vor allem um Machtspiele zwischen Gestapo und NSDAP (übrigens zum Zeitpunkt lange vor den Deportationen!) drehen, in denen die Juden lediglich Spielball waren, auch wenn dies in den Memoiren jüdischer Funktionäre anders dargestellt sein mag. Das Ergebnis war letzten Endes identisch: Nürnberg wies mitnichten eine höhere Quote von nicht Deportierten oder Überlebenden auf. Eine Erklärung für den Wandel der Gestapoleute, bei denen die Juden 1939/1940 vor Übergriffen der fanatischen NSDAP-Gauleitung Schutz gesucht hätten, zu Tätern, die sich ihrerseits 1941/1942 zu Misshandlungen und Schikanen beim Abtransport hinreißen ließen, sieht die Autorin in dem brutalisierten antisemitischen Klima (64). Hier vermengt sie aber einerseits Ereignisse, die sich in Würzburg abspielten, mit denen im Sammellager Nürnberg-Langwasser und ignoriert andererseits den Nürnberger Sondergerichtsprozess gegen den Vorsitzenden der jüdischen Kultusgemeinde von 1939-1942, Leo Katzenberger, vom 13. März 1942, der ihre These weiter unterminiert und Behauptungen wie „Die drei führenden Repräsentanten der Nürnberger Juden der Jahre von 1941 bis 1945 überlebten“ (78) ad absurdum geführt hätte. Die Machtlosigkeit jüdischer Funktionäre demonstriert auch die Deportation der Ehefrau Klara (Claire) Katzenberger am 25. März 1942 nach Izbica.

Verdienstvoll ist Robert Kuwaleks Beitrag über die deutschen Juden in den Gettos des Distrikt Lublin und deren Zusammenleben mit den polnischen Juden, ein Thema, das von der Forschung bislang kaum beachtet wurde. Kuwalek erschließt für die deutschen Leser polnische Forschungsliteratur und versucht, den Mangel an Quellen durch Interviews mit überlebenden polnischen Juden und Polen zu kompensieren. Auch Monica Kingreen und Beate Kosmala benutzen Zeitzeugenberichte. Letztere arbeitet heraus, wie sich 1942/1943 verbreitende Gerüchte über die Tötung der Opfer die Bereitschaft der Juden erhöhte, sich durch Flucht der Verschleppung zu entziehen. Trotz allem blieb die Illegalität ein Schlupfloch, das nur den allerwenigsten deutschen Juden offen stand: lediglich 8 Prozent aller 1941 in Berlin wohnenden Juden wagten diesen Schritt, in vielen anderen Städten im Reich waren auf dem Höhepunkt der Berliner Fluchtbewegung im Februar 1943 die Deportationen aber bereits im wesentlichen abgeschlossen. Von den Berliner Untergetauchten gelang es wiederum nur einem Viertel, im Untergrund zu überleben.

Aufschlussreich ist der Beitrag von Frank Bajohr, der zeigen kann, dass die deutsche Bevölkerung durchaus vielfältig auf die Verschleppungen reagierte (188). Nach der Kriegswende 1943 fanden Schuldbewusstsein und Scham ihren Ausdruck in der irrationalen Verknüpfung

der Deportationen mit dem Bombenkrieg, der nun als Strafe für die von den Deutschen praktizierte Judenverfolgung gesehen wurde.

Beeinträchtigt wird die Lektüre des sehr lesenswerten Bandes durch einige Flüchtigkeitsfehler. Weder die Datierung der Deportation auf dem Titelbild (07.12.1942, richtig ist der 24.3.1942) noch die Lokalisierung (Würzburg, richtig ist Kitzingen) stimmen. Ein weiteres Foto aus dem Würzburger Gestapoalbum wird von den Autoren sinnentstellend interpretiert (Meyer, 84, Kuwalek, 120). Angesichts der Seltenheit von Deportationsfotos und dem Wissen, dass es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um die letzten Fotos der todgeweihten Menschen handelt, wäre hier ein besonders sorgfältiger Umgang wünschenswert gewesen.

Edith Raim

Weblog Menschenrechte 25.10.2005

„Judendeportationen“ mit der Deutschen Reichsbahn 1941-1945

Das Deutsche Technikmuseum porträtiert 12 Berliner Schicksale



Die „Judendeportationen“ aus Berlin 1941-1945

Dem Holocaust fielen 5 bis 6 Millionen Menschen in Europa zum Opfer. Mehr als 130.000 Juden wurden in der Zeit zwischen Oktober 1941 und Mai 1945 mit der Eisenbahn allein aus dem Deutschen Reich in zahlreiche Ghettos und Vernichtungslager verschleppt.

Die Deportation der Berliner Juden folgte dem Muster der übrigen „Judentransporte“ aus dem Deutschen Reich. Die meisten Zuginsassen wurden bald nach ihrer Ankunft ermordet. Mehr als 60 dieser Berliner Transporte rollten während jener Jahre nacheinander in den „Osten“, also nach Litzmannstadt (Lodz), Minsk, *Kowno (Kaunas)*, *Riga*, in den Distrikt Lublin, nach Warschau, nach Maly Trostinec bei Minsk, nochmals nach *Riga und Reval im Baltikum* sowie zuletzt – ab Ende 1942 – auch nach Auschwitz. Daneben wurden vor allem die älteren Juden seit Juni 1942 aus Berlin in über 120 Transporten zunächst in das Ghetto Theresienstadt in Böhmen gebracht. Zahllose Menschen starben schon dort, viele wurden aber noch weiter zu Vernichtungsstätten deportiert.

Die Ausstellung nennt die einzelnen Deportationsziele und beschreibt 12 Beispiele der über 180 „Judentransporte“ aus Berlin zwischen 1941 und 1944. Sie weist außerdem auf die Schicksale von 12 Menschen aus der Reichshauptstadt und aus der Provinz Brandenburg hin, die damals „als Juden“ gebrandmarkt und deportiert wurden.

Die Reichsbahn und die Juden

Die staatliche Eisenbahn war eine von vielen Verwaltungen, welche die antisemitische Politik des Deutschen Reiches umsetzte: In den Jahren 1933 und 1935 wurden sämtliche jüdischen Beschäftigten bei der Reichsbahn entlassen. Bald darauf verlangten Mitglieder der NSDAP, den Juden in Deutschland die Benutzung der Eisenbahn zu verbieten. Allein im Oktober 1938 transportierte die Reichsbahn weit über 12 000 polnische Juden, die zuvor im Reich gelebt hatten, an die damalige deutsche Ostgrenze. Nach der „Kristallnacht“ im November 1938 brachte sie etwa 25.000 jüdische Männer mit Sonderzügen in die Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen. Im Jahre 1939 wurden per Eisenbahn mehr als 10.000 jüdische Kinder, die nach England ausreisen durften, zu den Seehäfen befördert.

Seit dem Beginn des Krieges im September 1939 wurden Juden im besetzten Polen mit Hilfe der Eisenbahn „umgesiedelt“. Großdeportationen aus dem Deutschen Reich begannen im Oktober 1939 in Wien und Kattowitz, sie endeten östlich von Lublin in Nisko am San. Im Februar 1940 folgten Transporte der Juden aus Pommern nach Lublin. Im Oktober 1940 wurden aus Baden und der Saarpfalz mehr als 6.500 Juden in den unbesetzten Süden Frankreichs abgeschoben, im Februar und März 1941 nochmals fast 5.000 Menschen aus Wien in den Großraum Lublin verschleppt.

Am 1. September 1941 hat Reinhard Heydrich für Juden neben der Kennzeichnung mit dem gelben Stern angeordnet, dass sie ihre Wohnorte nicht mehr ohne polizeiliche Erlaubnis verlassen durften – beides Voraussetzungen für die am 15. Oktober 1941 einsetzenden Massendeportationen zu den Lagern im „Osten“ des deutschen Machtbereichs. Im April 1942 wurde deutschen Juden auch die Benutzung der meisten innerstädtischen Verkehrsmittel untersagt.

Deutsches Technikmuseum: <http://www.sdtb.de/Judendeportationen-1941-1945.1017.0.html>

Quelle: <http://menschenrechte.blogg.de/eintrag.php?id=886>

Literaturhinweis:

Buch der Erinnerung / Book of Remembrance

Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden / The German, Austrian and Czechoslovakian Jews deported to the Baltic States

Hrsg. v. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. / Riga-Komitee der deutschen Städte
In Gemeinschaft mit Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum / Gedenkstätte
Haus der Wannsee-Konferenz, Bearb. v. Scheffler, Wolfgang / Schulle, Diana, Reprint 2010 |
2003 | Gebunden | Unverb. Ladenpreis Euro [D] 148,- / für USA, Kanada, Mexiko US\$ 207,--
* ISBN 978-3-598-11618-6

Dieses Gedenkbuch enthält über 31.000 Namen der zwischen November 1941 und Oktober 1942 ins Baltikum – nach Kowno, Riga und Reval – verschleppten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden. Die Bearbeiter stellten die Namen innerhalb der Deportationstransporte so zusammen, wie sie tatsächlich die jeweilige Gestapo-(leit)-stelle verließen. Somit wurde nicht nur das gesamte Deportationsgeschehen transparenter, sondern es konnten Mehrfachnennungen ausgeschlossen und exaktere Datierungen vorgenommen werden.

In einem ausführlichen Einleitungstext gibt Wolfgang Scheffler einen Überblick über den Weg der Deportierten durch das Rigaer Ghetto, die Lager Jungfernhof, Salaspils und Kaiserwald bis sie entweder hier oder auf ihrem weiteren Weg durch andere Konzentrationslager den Einzel- und Massenmorden zum Opfer fielen. Seine Kenntnisse, die u. a. aus einer mehr als dreißigjährigen Gutachtertätigkeit in NS-Prozessen resultieren, geben einen tiefen Einblick in das tägliche Ghettoleben.

Die einführenden Texte zu den einzelnen Städten, die von 19 lokalen Archivaren, Historikern oder Mitgliedern von Dokumentationszentren verfasst wurden, lassen die Gemeinsamkeiten, aber auch die Besonderheiten des regionalen Deportationsgeschehens erkennen. Es werden nicht nur die Bedingungen dargestellt, unter denen Juden in Städten und Gemeinden bis zu ihrem Abtransport leben mußten, sondern auch die Verantwortlichen der Täterseite genannt.

Innerhalb der Kapitel „Litauen“, „Lettland“ und „Estland“ umfassen die Einträge zu den deportierten Personen Namen und Vornamen, sofern bekannt die Geburtsangaben sowie die letzte Adresse. Jeder Namensliste ist außerdem eine Altersgruppen- und Geschlechterstatistik beigelegt. Durch Zuarbeiten acht in- und ausländischer Mahn- und Gedenkstätten ließen sich in fast 9.800 Fällen Deportationswege über verschiedene Konzentrationslager sowie Ort und Datum des letzten Lebenszeichens bzw. Todesdatum und -ort eruieren.

Die Bearbeiter des Gedenkbuches erhielten Unterstützung von fast 50 deutschen Archiven, vom „Dokumentationszentrum des österreichischen Widerstands“ in Wien, von der „Gedenkstätte Theresienstadt“, aus „Yad Vashem“ in Jerusalem, dem „Holocaust Memorial Museum“ in Washington und von der „Survivors of the Shoah Visual History Foundation“ in Los Angeles. In Verbindung mit den vorhandenen Quellen ließen sich so 1.170 Überlebende finden, die ebenfalls in diesem Buch der Erinnerung aufgeführt werden, denn diejenigen, die ihren schweren Leidensweg überlebten, finden in Gedenkbüchern bislang kaum Erwähnung.

Das Buch der Erinnerung liefert der historischen Forschung wichtige Daten über die Umsetzung der Deportationspläne und die verschlungenen Wege, die die Menschen von ihren Heimatorten bis – in den meisten Fällen – zu ihrem Tod gehen mußten. Doch in erster Linie erinnert dieses Werk an die Menschen und ihre Schicksale, die sich hinter abstrakten Zahlen von Deportation und Mord verbergen.

Neues Deutschland 20.01.2007

Der Mord an den Juden: Jenseits aller Vorstellungskraft

Vor 65 Jahren wurde auf der Wannsee-Konferenz beraten, wie der Massenmord ausgeweitet werden könne

Von Prof. Dr. Kurt Pätzold

Das Gewässer am Rande Berlins, in dessen vornehmen Westen, wurde während des Gerichtsverfahrens mehrmals genannt. Zuerst erwähnte den Wannsee der frühere preußische Minister Karl Severing, als Zeuge in den Saal 600 des Nürnberger Justizpalastes gerufen: Er habe sich in dessen Nähe im Jahr der Errichtung der Nazidiktatur in einem kleinen jüdischen Sanatorium versteckt gehalten. Der Angeklagte Baldur von Schirach, ehemals Reichsjugendführer, kam auf den See zu sprechen, als er berichtete, dass dort Angehörige der Marine-Hitlerjugend ausgebildet worden sind. Und der Angeklagte Hans Fritzsche, einst Leiter der Rundfunkabteilung im Reichspropagandaministerium, sagte aus: Mit anderen Abteilungsleitern sei er am Abend des 21. Juni 1941 in die nahe dem See gelegene Villa von Josef Goebbels gerufen worden, wo sie über den bevorstehenden Einfall in die Sowjetunion unterrichtet worden wären.

Die Namen der Täter

Von jenem Gebäude, das kurz Wannsee-Villa genannt wird und heute eine Gedenkstätte beherbergt, war die Rede nicht. Das Geschehen des 20. Januar 1942, später als »die Wannsee-Konferenz« bezeichnet, lag da noch im Dunkeln. Niemand auf der Anklagebank des Hauptkriegsverbrecherprozesses gehörte zu ihren Teilnehmern. Und nur einer der Zeugen hatte zu den geladenen Staatssekretären gehört: Josef Bühler aus der »Regierung des Generalgouvernements«, der Mann, der jahrelang auf der Krakauer Burg an der Seite des Angeklagten Hans Frank, der am Galgen endete, geherrscht hatte. Indes gab es keinen Hinweis, der seine Befragung auf das Ereignis hätte richten können, das etwas mehr als vier Jahre zurücklag.

Jedoch fielen im Gerichtssaal in anderen Zusammenhängen die Namen nahezu aller Teilnehmer der Sitzung, die ihresgleichen nicht besitzt, am häufigsten der des Einladenden, Reinhard Heydrich. Den hatten Angehörige eines Kommandos tschechischer Widerstandskämpfer 1942 in den Straßen von Prag bei einem Anschlag tödlich verletzt. Sodann der von Adolf Eichmann, des Leiters jener Abteilung im Reichssicherheitshauptamt, deren spezieller Auftrag darin bestand, die Deportation der europäischen Juden zu ihren Mördern zu organisieren. Eichmann war zu diesem Zeitpunkt untergetaucht, unerkant befand er sich noch in Deutschland. Über seine Rolle wurde mehrfach gesprochen. Sie war durch die Aussagen zweier SS-Offiziere, die ihn persönlich kannten, am 3. Januar 1946 exakt beschrieben worden. Genauer noch als der Amtsgruppenchef Otto Ohlendorf, den die US-Amerikaner mit der letzten Gruppe der zum Tode Verurteilten 1951 in Landsberg henkten, kannte ihn Dieter Wisliceny, Eichmanns Duzfreund und Untergebener, der an einem Galgen in Bratislava endete, wo er zuvor gemeinsam mit den dortigen Antisemiten über Jahre die Judendeportation vorangetrieben hatte.

Bevor diese beiden aussagten, war Eichmanns Name im Anklagevortrag des Majors Walsh aufgetaucht, der eine eidesstattliche Erklärung eines anderen Experten aus Heydrichs Apparat vorlegte. Wilhelm Höttl hatte von seinem Komplizen Angaben erfahren, die ihn die Zahl der getöteten Juden auf sechs Millionen schätzen ließ: vier Millionen in Lagern, zwei Millionen auf andere Weise, vor allem von Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei auf sowjetischem Boden. Wisliceny, sich ebenfalls auf Eichmann berufend, sprach von vier bis fünf Millionen Ermordeten.

Dass der Gerichtshof der vier Mächte das später Holocaust genannte Verbrechen marginal behandelt hätte, ist eine Legende, üble Nachrede. Dennoch ging der Nürnberger Prozess zu Ende, ohne dass jene Besprechung am Wannsee in den Blick kam, die aus den Geschehnissen auf der Ebene der Schreibtischtäter grausig herausragt. Wie auch? Anklage und Urteil gründeten sich vor allem anderen auf Dokumente, deren Masse aus dem Beutegut stammte, das den Alliierten in Deutschland in die Hände gefallen war. Auf die »Wannsee-Konferenz« fehlte 1946 noch jeder Hinweis. Der und mehr war gefunden, als für die Anklagen in den sogenannten Nachfolge-Prozessen in Nürnberg weiter nach Beweisen gesucht wurde, die Aufschluss über den Tatanteil von Personen gaben, die der Kriegs- und Menschheitsverbrechen verdächtigt wurden.

Robert M. W. Kempner, der aus Deutschland geflohene jüdische Demokrat, nun in der Anklagevertretung der USA arbeitend, hat die Geschichte der Auffindung jenes Dokuments knapp geschildert, das häufig als Protokoll dieser Konferenz bezeichnet wird, bei dem es sich aber um eine Niederschrift über deren Verlauf handelt. Sie war von Eichmann aufgrund seiner Notizen erstellt worden, die er während der Sitzung angefertigt hatte. Nahezu zwei Jahrzehnte vergingen, bis deren Verfasser, in Israel angeklagt, seine Sicht auf die Entstehung des Dokuments schilderte und bestätigte, dass sein höchster Vorgesetzter, Heydrich, es autorisiert hatte. Als »Geheime Reichssache« deklariert, hatten es die Teilnehmer erhalten. Wie viele Exemplare 1942 das Reichssicherheitshauptamt verließen, blieb unbekannt.

Das im März 1947 entdeckte Dokument stammte aus den Beständen des Auswärtigen Amtes, dessen Unterstaatssekretär Martin Luther an der Konferenz teilgenommen hatte. Als Kempner von dem Fund telefonisch erfuhr, ließ er ihn augenblicklich nach Nürnberg in sein Büro und auf seinen Schreibtisch bringen. Der Mann, der seit Jahren unglaubliche Nachrichten als wahr hatte erkennen müssen, bekannte in seinen Erinnerungen, dass er trotz alledem bis dahin eine Veranstaltung wie diese nicht für möglich gehalten hatte.

Am 20. Januar 1942 hatten in der Villa am See SS-Generale und -Offiziere mit anderen Staatsbeamten aus Reichsministerien und ihnen gleichgestellten Einrichtungen beraten, wie der bereits in Gang gebrachte Massenmord an den europäischen Juden ausgeweitet werden könnte, was dabei zu bedenken, was zu tun, was zu unterlassen wäre. Das erklärte Ziel war die restlose Ausrottung des europäischen

Judentums. Ausgeschlossen, dass jemand den Ort verlassen hätte, ohne zu wissen, welchem Vorsatz er da zugestimmt hatte. Und doch hat jeder der nach 1945 verhörten Teilnehmer gerade das, seine ausdrückliche oder stillschweigende Billigung, also seine Mitwirkung, zu bestreiten gesucht.

Kempners Rat

Freilich: Nicht alle der einst Anwesenden standen noch zur Verfügung. Heydrich war tot, SS-Gruppenführer Heinrich Müller, Eichmanns unmittelbarer Vorgesetzter als Amtschef der Geheimen Staatspolizei, blieb unauffindbar. Roland Freisler, Staatssekretär im Reichjustizministerium und bekannter noch als der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, war bei einem Bombenangriff umgekommen. Alfred Meyer, Staatssekretär im Ministerium für die eroberten Gebiete der UdSSR, nahm sich das Leben. Luther, in Ungnade gefallen und in ein KZ gebracht, starb bei Kriegsende. Der Kommandeur von Mördergruppen auf sowjetischem Gebiet, Rudolf Erwin Lange, kam bei Kämpfen in Posen um. Doch die anderen Teilnehmer konnten befragt werden, und das taten Kempner und, soweit es zu Anklagen kam, Anwälte der Anklage und Richter. Davon existieren Wortprotokolle, aus denen die Jämmerlichkeit der Auftritte der Befragten spricht. Zuerst besaßen sie keinerlei Erinnerung. Dann, als ihnen die Niederschrift mit ihren Namen vorgehalten wurde, gaben sie vor, nicht verstanden zu haben, wovon die Rede war. An Aussiedlung und Ansiedlung hätten sie geglaubt. Judenmord, davon waren ihnen nur Gerüchte zu Ohren gekommen. Angewidert riet Kempner dem einen: »Gehen Sie mit sich zu Rate« oder verabschiedete einen anderen mit den Worten: »Ein früherer preußischer Staatssekretär steht zu seinen Sachen.«

Von den Teilnehmern der Wannsee-Konferenz, die nach 1945 Anklagen vor Gerichten zu gewärtigen hatten, starb der Staatssekretär in der Reichskanzlei, Friedrich Wilhelm Kritzinger, bevor es zu einem Prozess kam. Eberhardt Schöngarth, zuletzt Chef der Sicherheitspolizei in den besetzten Niederlanden, verurteilte ein britisches Militärgericht schon 1946 zum Tode und ließ die Strafe vollstrecken. Staatssekretär Bühler wurde nach Polen ausgeliefert, dort angeklagt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Im Prozess, den die USA gegen Führer des Rasse- und Siedlungs-Hauptamtes der SS 1947 in Nürnberg durchführten, erhielt Otto Hofmann, dessen einstiger Chef, 25 Jahre Haft ausgesprochen, die später auf zehn Jahre verkürzt wurden, die er nicht vollständig verbüßen musste. Der Staatssekretär im Reichinnenministerium Wilhelm Stuckart gehörte zu den Angeklagten im sogenannten Wilhelmstraßen-Prozess; die geringe ihm zugesprochene Strafe von drei Jahren war mit der Untersuchungshaft abgesessen. Georg Leibbrandt, leitender Mitarbeiter im Ostministerium, entging der Bestrafung ganz; sein Verfahren wurde eingestellt.

Unbehelligt blieb Erich Neumann, Staatssekretär Görings in dessen Eigenschaft als Chef der Vierjahresplanbehörde. Auch Gerhard Klopfer, der für die NS-Parteikanzlei an der Sitzung teilnahm, wurde nie vor ein Gericht gestellt. Die späte Todesannonce in einer Zeitung, die ihn Wohltäter nannte, erregte Proteste.

Die Presse 04.02.2011

Nichts, von Birken gesäumt

Von Robert Streibel (Die Presse)

Die Ebene lässt uns immer wieder erschrecken, sie nimmt kein Ende, wie die Züge. Auf den Spuren der Hietzinger Juden in Lettland und Litauen: eine Selbsterfahrung.

Die Letten haben es im Alltag so lustig, dass der Zirkus sie einfach nicht zum Lachen bringen kann. Wer die Geschichte Lettlands kennt, der wird diesen Satz nicht sofort verstehen, es sei denn, er oder sie habe vorher etwas Wodka getankt, als Knabbergebäck etwas Zynismus genascht und das Glück gehabt, einen tiefen Gesprächspartner zu finden, der den Zirkus im Alltag richtig zum Leben bringt. Wir stehen im Jüdischen Museum in Riga, im Raum hinter

der Ausstellung, rund um einen Wasserspender bei einem Tisch mit Büchern und Kaffeehäferln, Nick, der Fotograf, Ilja Lensky, der Direktor des Museums, und ich. Ein langer Tag voll Geschichte, mit Konzentrationslagern, Erschießungsstätten, Massengräbern, Bahnhöfen und Abertausenden Toten liegt hinter uns. Wir diskutieren über Identität – und plötzlich ist da die Frage an Ilja: Bist du ein Lette?

Davor hatte er versucht, uns den nationalen Zirkus zu erläutern, und hatte gegen unsere ungläubigen Blicke und Fragen angekämpft. Es gibt eine Staatsbürgerschaft für Letten und eine für sogenannte „Aliens“. Ein „Alien“ ist jemand, der in Lettland geboren sein kann, aber dessen Eltern vor 1941 nicht hier gelebt haben. Diese Aliens dürfen nicht wählen und haben auch sonst eingeschränkte Rechte. Sie sind Staatsbürger zweiter Klasse. Zurzeit sind rund 28 Prozent der in Lettland ansässigen Bevölkerung Russen. Lettland war ein Teil des Zarenreichs, nach 1918 unabhängig, bis es dann im Hitler-Stalin-Pakt an die Sowjetunion fiel. Im Jahr 1941 marschierten die Nazis ein, was von einem Teil der Letten als Befreiung gesehen wurde. Die Rote Armee stellte 1944/45 die Realität des Hitler-Stalin-Paktes wieder her, und von der Unabhängigkeit konnte fortan nur geträumt werden. Die Züge in den Gulag fuhren, und das Gedenken an die Shoa war lange Zeit unmöglich. In Rumbula, wo die Jüdinnen und Juden des Ghettos erschossen wurden, kam es in den Achtzigerjahren bei Gedenkveranstaltungen immer wieder zu Auseinandersetzungen. Für die Kadetten der Polizeischule war es ein Pflichttermin, um zu lernen, wie man bei der Auflösung von Demonstrationen vorzugehen habe. Heute ist das Tragen von Abzeichen der Sowjetunion bei Strafe verboten, und die sowjetischen Veteranen tragen sie am Befreiungstag – und zahlen Strafe. Das klinge nach einer angespannten Situation, meint Nick. Ilja beruhigt: In den Neunzigerjahren sei es oft nahe dran gewesen, aber jetzt habe sich alles beruhigt. Und dann kommt die Frage, ob er sich als Lette fühle. Und ganz kurz angebunden und ohne viel zu überlegen, meint er: „Ich bin Jude.“ Und er wundert sich über unseren verdutzten Gesichter.

Der Zirkus wird so richtig lebendig, als wir von der Sprachpolizei erfahren, denn in Lettland gibt es eine eigene Abteilung, die über die Nationalsprache wacht, und Vergehen werden auch dementsprechend mit Geldstrafen geahndet. Ein Vergehen kann sein, dass auf einem Plakat die Ankündigung in lettischer Sprache nicht groß genug geschrieben ist, auch grammatikalische Fehler werden sanktioniert. Die Kontrolleure der lettischen Sprache heißen bei Ilja „Grammar-Nazis“. Dafür ist Geld da, um diese „Polizisten“ zu bezahlen, aber Schulen und Spitäler werden geschlossen. Rund zehn Prozent der Jugendlichen besuchen auch in der Zeit der Schulpflicht nicht die Schule. Als wir das Jüdische Museum in Riga betraten, sahen wir im Foyer ein Plakat auf Russisch. War die Sprachpolizei nicht da? „Auf privatem Grund dürfen wir machen, was wir wollen“, erzählt Ilja. Und im Übrigen: Ein Großteil der jüdischen Gemeinde spreche Russisch.

Wann ist die richtige Zeit, um nach Riga zu fahren? Sicherlich nicht Anfang Dezember, es sei denn, man ist Schwede oder Finne und will die Kälte mit Alkohol bekämpfen. Oder man möchte ein ungefähres Gefühl bekommen, wie die klimatischen Bedingungen gewesen sein müssen, als die Züge mit Juden aus dem „Reich“ hier ankamen. Ende November 1941, Anfang Dezember 1942 rollten die Züge mit Jüdinnen und Juden nach Riga. Wer die achttägige Fahrt überlebte, wurde oft direkt in den Wald von Bisterniki gebracht und erschossen. – Riga und Kaunas sind die letzten Orte unserer Reise auf den Spuren der Vernichtung. Im Projekt „Juden in Hietzing“ der Volkshochschule Hietzing sollen unter anderem alle Deportationsorte der Juden aus Hietzing aufgesucht werden. Geschichte als Anlass für eine Begegnung heute, eine andere Form der Erinnerungskultur. In Minsk im Dezember des Vorjahres hatten wir die Bäume in Maly Trostinec mit den Namen der Toten markiert. Im Ghetto in Lodz hatten wir das Glück, die Wohnorte einiger Hietzinger ausfindig zu machen, in Auschwitz blieben nur die Rauchfänge, in Theresienstadt leere Gehwege. Und in Riga?

Im Wald von Bisterniki liegt 20 Zentimeter Schnee, die Sonne scheint tief durch die kahlen Bäume, und rund um die Massengräber sehen wir hin und wieder die bunten Anoraks von

Vätern und Kindern, die hier die Hügel zum Rodeln nutzen, vereinzelt sind Langläufer und Spaziergänger mit ihren Hunden unterwegs. Die Menschen wohnen da, warum sollten sie nicht hier spazieren gehen und sich vergnügen? Das Leben geht weiter. Zwölf Namen auf gelben Tafeln haben wir mitgebracht. Und wir wollen Spaziergänger bitten, diese Tafeln für uns zu halten. Mitten im Wald, an diesem 4. Dezember. Wir werden uns wohl alles abfrieren und eine Enttäuschung erleben. Ilja steht uns zur Seite und übersetzt. Fast alle Personen, die vorbeikommen, sind bereit, die Tafeln mit den Namen der Hietzinger zu halten. Charlotte Brück, geboren 1874, wird von einer Spaziergängerin adoptiert. In Wien wohnte sie in der Veitingergasse 20. Julie Hasterlik (geboren 1888) lebte in Wien in der Sebastian-Brunner-Gasse 11/2. Zwei von neun kurzfristigen lebenden Denkmälern. Am Bahnhof von Škirotava hatten wir es ebenfalls probiert mit den Tafeln für die Deportierten, doch am Samstagvormittag ist an dieser Station nicht viel los. Hier ist ein Denkmal für die Letten, die in den Gulag verschickt wurden. Für die jüdischen Opfer, die hier angekommen sind, gibt es kein Denkmal. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Shoa gehört zum vorhin beschriebenen „Zirkus“, in Lettland wie auch in Litauen. Züge fahren vorbei, lange Güterzüge. Die Ebene lässt uns immer wieder erschrecken, sie nimmt kein Ende, wie die Züge. Ilja ist vorsichtig und meint, dass das hier keine besonders gute Gegend sei, in der Nähe sei ein Gefängnis, und hier alleine mit einer Kamera über dem Anorak herumzulaufen sei nicht ratsam. Wir finden niemanden, der unsere Tafeln halten könnte. Als wir wieder im Taxi sitzen, ist Ilja froh, dass wir nicht länger gewartet haben. Die mörderische Ebene erleben wir abermals beim Konzentrationslager Salaspils, einem Beispiel für die in Stein gegossene sowjetische Vergangenheitsdebatte, für Ilja ist es trotzdem eines der gelungensten Denkmäler. Als wir die große Tafel mit dem Plan der Umgebung rechts liegen lassen und in den Waldweg einbiegen, sehen wir nach wenigen Schritten einen Betonkoloss, als wäre ein riesiger Mikadostab auf die Ebene gefallen. Der Betonblock versperrt den Blick, und da er auf der einen Seite auf einem Podest aufliegt, bleibt ein schmaler Spalt übrig, durch den der Blick auf das Dahinter möglich ist. Das Dahinter ist ein Nichts, gesäumt von Birken. Beim Näherkommen wird erst klar, dass der scheinbar schmale Spalt mehr als drei Meter hoch ist. Die Dimension des Mordens ist nicht zu erfassen. An Salaspils wurde von den Sowjets „erinnert“, weil dort Widerstandskämpfer gefangen gehalten wurden. Die Zahl der Gefangenen war astronomisch überschätzt, und die Geschichten über die medizinischen Versuche, die mit Kindern hier gemacht worden seien, halten keiner wissenschaftlichen Überprüfung stand.

Die aus rohem Stein gehauenen Figuren sind trotz ihres Leids ungebrochen, die Faust geballt in den Himmel gereckt, ein fast hingestreckter Mann, der sich mühsam aufrafft, um sich weiterzuschleppen. In der Ebene scheinen sich diese 30 Meter hohen Figuren fast zu verlieren. Aus den Steinquadern, die die Fundamente der Baracken markieren, sind Herzschräge zu hören, ähnlich dem Ticken eines Metronoms. Das Leid rührt selbst den Stein.

War der Transport der Juden nach Kaunas in Litauen wirklich ein Versehen? Wurde der Zug nur falsch umgeleitet? Zwischen 25. und 29. November 1941 kommen sogenannte „Umsiedler“ aus München, aus Berlin, Frankfurt am Main, Breslau und Wien an. Insgesamt sind es 4934 Jüdinnen und Juden, darunter mehr als 300 Kinder. Unsere Hoffnung, dass es hier Aufzeichnungen geben könnte, haben wir bereits vor der Abfahrt begraben: Die Orte, aus denen Juden kamen, sind klar, mehr auch nicht. Zu viele eigene Tote gab es hier, innerhalb von sechs Monaten wurden zwei Drittel der Juden des Landes ermordet. Der Mord hatte begonnen, bevor die Deutschen hier wirklich eintrafen. Die Deutschen haben einzelne Litauer für den Mord an Juden sogar bestraft: „Ihr tötet erst dann, wenn wir es euch sagen.“ Das letzte Stück von Vilnius nach Kaunas legen wir im Zug zurück. Ein neuer Waggon, geheizt, die Sitze in Lila gehalten, auf einige Plätze legen wir die Namenstafeln für die Juden aus Hietzing. Ohne Rucken fährt der Zug ab, eine elektronische Anzeige zeigt uns sogar die Außentemperatur. Warum können vier Grad minus so kalt sein? Simonas Dovidavicius, unser Begleiter, der uns in Kaunas erwartet, rückt das Bild zurecht: Es gibt nur einen Zug von Vilnius nach Kaunas, der wirklich bequem ist, und den hatten wir erwischt.

Im Transport aus Hietzing nach Kaunas waren unter anderem Ella Saveri (geboren 1888). In Wien wohnte sie in der Hietzinger Hauptstraße 42. Und Adolf Stulz (geboren 1878) – seine Adresse lautete Eitelberggasse 13. Zwei von 20 Deportierten aus Hietzing.

Selbst unter diesen Bedingungen, mit unserer Kleidung und Stiefeln, ist die Kälte unangenehm und die Freude über ein geheiztes Hotelzimmer fast kindlich. Als wir die Büroräume der Direktorin des IX. Fort betreten, ist als Begrüßung zuerst Händereiben angesagt; hier eine längere Besprechung abzuhalten erfordert Überwindung. Heizkosten sparen ist die Devise. Die Unterstützung für die Museen und Schulen im Land ist gewaltig gekürzt worden, das hat nichts mit dem Thema, nichts mit den Juden zu tun. Holocaust Education stehe nun in Litauen im Lehrplan, und zwischen März und Oktober kommen die Schüler, um das Gefängnis und die Ausstellung zu sehen und den Platz, wo die Erschießungen vorgenommen wurden. Dass Lehrerinnen Schwierigkeiten bekommen mit den Eltern, wenn sie die Shoa unterrichten, erfahren wir erst später.

Das IX. Fort, eine Anhöhe mit einem Blick in die Ebene, ein Denkmal wie in Salaspils, groß und doch verschwindend klein angesichts des Himmels, des eiskalten Windes und des unbeschreiblichen Leids. Nick und ich, wir sind wieder Pioniere. Die ersten Wiener, die hierherkommen, um nach dem Schicksal „ihrer“ Juden zu fragen, München hat bereits eine Ausstellung über die hier Erschossenen zur Verfügung gestellt, aber aus Wien ist bislang niemand angereist. Im Museum in Vilnius gebe es einen österreichischen Gedenkdiener, der sehr engagiert sei, meint Simonas. Er führt uns herum, zeigt uns die Straße, wo die Ghetto-Grenze verlief. Simonas hat die Ausstellung im Haus des ehemaligen japanischen Konsuls Chiune Sugihara aufgebaut. Eine unglaubliche Geschichte, ein Gerechter der Völker, der mehr als 6000 Juden das Leben gerettet hat. Er hat Visas ausgestellt und so die Flucht für die Juden über die Sowjetunion mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Japan ermöglicht. Simonas hat das Haus zu einem Museum umgebaut, Schulklassen kommen und Besucher aus Japan. Der Beruf als Direktor eines Museums ist in Litauen eindeutig zu wenig, um überleben zu können, so ist er auch Reiseführer für jüdische Geschichte. Familien aus Amerika kommen, aus Südafrika und aus Israel, Überlebende zeigen ihren Familien ihre Heimatorte, ihre Geschichte.

In Vilnius besuchen wir dann noch das „grüne Haus“, das staatliche Holocaust-Museum. Sebastian Pammer, der Gedenkdiener, führt uns durch die neu gestaltete Ausstellung. Aus seiner Sicht wird der Kampf um die Geschichte in Litauen härter. Im Jahr 2008 wurden zwei Ghetto-Kämpferinnen, unter ihnen Rahel Margolis, aufgefordert, vor der Polizei zu erscheinen, um Auskunft zu geben, da sie angeblich an Überfällen auf litauische Dörfer beteiligt gewesen sein sollen und mit den Sowjets kooperiert hätten, beide sind 80 und 90 Jahre alt. Ein Gesetz stellt jetzt auch die Leugnung des „Sowjetischen Genozids“ unter Strafe. Sich dafür auszusprechen, dass die sowjetische Verfolgung ein Verbrechen gewesen sei, aber keineswegs den Charakter eines Genozids hatte, kann bereits strafbar sein.

Der „doppelte Genozid“, das ist die „neue“ Sicht auf die Geschichte und soll eines gewährleisten: die eigenen Verbrechen im Zuge der Shoa zu verharmlosen. Litauen war am erfolgreichsten in der Vernichtung des Judentums, 90 bis 95 Prozent der Juden wurden ermordet, und die Liste mit den jüdischen Siedlungen und den Vernichtungsorten ist nahezu deckungsgleich, was heißt, dass die Juden in ihren Gärten, auf ihren Plätzen, in ihren Hinterhöfen ermordet wurden. Die Brutalität entzieht sich jeder Beschreibung. Das Pogrom in Vilijampole, einem Stadtteil von Kaunas, die Ermordung des Rabbis Raw Zalman Osovski, dessen Kopf mit einer Säge abgeschnitten und in einem Fenster ausgestellt wurde.

Begrüßt werden die Besucherinnen und Besucher des Holocaust-Museums vom sogenannten Jäger-Report. Mit erschreckender bürokratischer Genauigkeit hat der SS-Standartenführer eine umfassende Liste der Tötungen in Litauen zusammengestellt. In der Einleitung heißt es: „Man kann sich keine Vorstellung machen, welche Freude, Dankbarkeit und Begeisterung diese unsere Maßnahme bei der Bevölkerung auslöste. Mit scharfen Worten mussten wir uns

der Begeisterung erwehren, wenn Frauen, Kinder und Männer mit tränenden Augen versuchten, uns Hände und Füße zu küssen.“